



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

trog seiner Melancholie heraus und gab für eine Weile das Weinen und Betrübte sein auf, und das Fleißchflößchen, na, da ich es nun einmal im Munde gehabt hatte, schnabulierte ich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Beamtentum und katholische Kirche. In Nr. 34 der Grenzboten wird von dem Verfasser des Artikels über katholische Inferiorität nachzuweisen versucht, daß ein katholischer Beamter oft aus religiösen Gründen ungeeignet sei, die Staatsgesetze anzuwenden, da er bei seiner Amtsthätigkeit auch auf die Belehrungen im Beichtstuhl usw. angewiesen sei. Ich glaube als langjähriger Grenzbotenleser und als Katholik doch diesen Ausführungen, die mit der Praxis in Widerspruch stehen, widersprechen zu müssen. Schon im Sommer 1896 erschien in den Grenzboten ein sehr beachtenswerter Aufsatz, der ausführte, wie schwierig und selten es vorkomme, daß Protestanten einen tiefern und praktischen Blick für den Einfluß der katholischen Religion auf Denkungsweise und Lebensart ihrer Mitglieder haben. Dieser Schwierigkeit scheint auch der Verfasser des oben genannten Artikels nicht ganz entgangen zu sein. Er nimmt die extremsten Schriften klerikaler Verfasser heraus, aus diesen wieder sehr extreme Auffassungen, denen er dann wieder für das Staatswohl durchaus verderbliche Konsequenzen anreißt: Schriften, die für den gebildeten Katholiken, insbesondere den Beamten oder den Richter, auch wenn er z. B. Zentrumswähler ist, durchweg theoretisch, sicherlich aber praktisch bedeutungslos bleiben.

Da ist zuerst der böse Syllabus: man glaubt in protestantischen Kreisen kaum, wie bedeutungslos er praktisch für den gebildeten deutschen Katholiken ist. Das Volk kennt ihn nicht einmal dem Namen nach. Er ist so selten, daß es schwer ist, ihn gedruckt zu bekommen. In der kirchlichen Praxis, in Predigten oder im Beichtstuhl hört man ihn kaum nennen. Man kann ruhig sagen, daß er für den deutschen Katholiken ein totgebornes Kind geblieben ist und lediglich durch die politischen Ereignisse, die den Kirchenstaat beseitigt haben, und durch den preussischen Kulturkampf, dessen Gesetzgebung der Staat in der Hauptsache längst wieder aufgehoben hat, veranlaßt worden ist. Der Syllabus bezweckte auch gegen den damals herrschenden Materialismus und Darwinismus ein Gegengewicht zu schaffen, die beide ebenfalls als überwunden gelten können. Übrigens verhängt der Syllabus, soweit ich mich dessen aus dem Gedächtnisse zu erinnern vermag, kein Anathem, sondern enthält nur Warnungen vor verderblichen Lehren, was natürlich nicht ausschließt, daß einzelne Sätze, wie z. B. über die Unsterblichkeit der Seele, anderweit als Dogmen aufgestellt sind. Übrigens würde ein Protestant, der nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, doch auch wohl de facto kaum noch als Mitglied der Kirche von den protestantischen Geistlichen angesehen werden. Ein Dogma, wie der Verfasser anzunehmen scheint, daß Petrus in Rom gewesen sei, giebt es auch für den Katholiken nicht. Unrichtig ist auch die Ansicht, daß jede Lehre und Meinung des Papstes für den Katholiken im Gewissen verpflichtend sei. Es sollte doch bekannt sein, daß nur die feierlichen Aussprüche des Papstes ex cathedra in Sachen des Glaubens und der Moral verbindlich sind, und zu diesen gehört der Syllabus nicht. Ein solcher Ausspruch ist meines Wissens überhaupt von Leo XIII. noch nicht erfolgt. Wie milde sich das Kirchenregiment in der Praxis mit seinen eignen Theorien ab-

findet, hat sich noch neulich gezeigt, als die Leiche des ermordeten Königs von Italien mit den höchsten kirchlichen Ehren ohne Widerspruch des Papstes beigesetzt wurde, obgleich der König den „geraubten“ Kirchenstaat besessen hatte. Ebenso wenig waren ihm im Leben die kirchlichen Sakramente und die Anstellung von Hofgeistlichen verweigert worden.

Der Lehmkühliche Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch wird gegen die Ansicht des Verfassers keine Rolle für den preußischen Richter, der katholisch ist, spielen und höchstens für die bei Jesuiten vorkommenden Ansichten ein Zeugnis ablegen. Das Buch ist auch von katholischen Juristen nicht gerade glänzend rezensiert worden. Jedenfalls ist es praktisch ausgeschlossen, daß katholische Richter das staatliche Ehescheidungsrecht anders handhaben als ihre evangelischen Kollegen, oder daß sie sich bei der Handhabung vorher Weisungen aus dem Reichstuhl holen werden. Wenigstens für Westfalen, wo sehr viele katholische Richter wirken, und mir die Verhältnisse bekannt sind, kann ich das bestimmt behaupten, und auch sonst wird es nicht anders sein. Wenn die Kirche den theoretischen Satz, daß das Eherecht unter ihr stehe, formell nicht aufgegeben hat, so hat man das praktisch ebenso zu beurteilen, wie die formell nicht erfolgte Zurücknahme des Zinsverbots oder die ebenfalls nicht erfolgte Zurücknahme der Verurteilung der Galileischen Lehren. Ebenso wenig hat man etwas davon gehört, daß die Ansichten der Denkschrift über die Parität in Preußen in der richterlichen oder sonstigen Praxis von irgend welcher Bedeutung wären, trotz des Aufhebens, das katholische Redakteure davon machen.

Daß es klerikale Handbücher giebt, die dem Staate das Besteuerungsrecht der Kleriker absprechen, ist wohl kurios und würde von den angeblich Eximierten höchstens belächelt werden. Der Titel der Handbücher ist in dem Artikel leider nicht genannt worden.

Wie schief das von den katholischen Beamten entworfenne Bild ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß der Staat selbst keinerlei Bedenken trägt, sie anzustellen. Er würde das sicher nicht thun, wenn er irgend welche schlechten Erfahrungen gemacht hätte (der Streit um die Parität dreht sich vornehmlich um die Besetzung höherer Stellen durch Katholiken). Der Verfasser könnte ebenso gut erklären, daß die katholischen Fürsten Deutschlands ungeeignet zum Regieren in protestantischen Ländern seien, weil sie zur Beichte gehn und von dem ausländischen Priester mit Strafen im Diesseits und Jenseits bedroht werden, wenn sie sich seinen Meinungen nicht unterwerfen.

Der Schluß des Artikels in Nr. 35 stellt dann — ebenfalls theoretisch und auch wohl etwas einseitig — die Grundsätze aus alten und neuen Gesetzen auf, nach denen sich der Staat zur Kirche zu stellen habe. Sie enthalten im wesentlichen das, was Preußen durch die Kulturkampfgesetze anstrebte. Daß und weshalb diese Gesetze durchweg praktisch unhaltbar waren, weiß heute jeder. Die Grenzen zwischen den Machtsphären des Staates und des Priestertums sind ja immer streitig gewesen, und Bismarck hat einmal hervorgehoben, daß sich schon bei der Ausfahrt der griechischen Flotte zum trojanischen Kriege die Priester den Anordnungen der Feldherren mit Erfolg widersetzten und die Fahrt lange verzögerten; er hat mit Recht diese Thatfache für einen Ausfluß dieses Streits erklärt.

Übrigens würde es nicht allzuschwer sein, auch aus der altpreussischen Zeit Gesetzesbestimmungen anzuführen, die den kirchlichen Anschauungen Rechnung tragen. Das preussische Landrecht bestimmte z. B., daß die Mönche und die Nonnen als bürgerlich tot angesehen werden sollten, entsprechend der kirchlichen Lehre, nach der sie durch ihre Gelübde der Welt abgestorben sind. Auch aus den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, nach denen Verträge oder Bedingungen, die das Ein-

gehen oder Nichteingehen einer Ehe betreffen, unsittlich sind, läßt sich keineswegs folgern, daß die staatlichen Gesetze den Eölibat für unsittlich erklären. Nur der Zwang dazu, nicht aber der freiwillig gewählte, ist nach Staats- und ebenso nach Kirchengesetzen unsittlich.

Sicher und selbstverständlich ist ja, daß jeder Staat aus dem einfachen Grunde der Selbsterhaltung zu bestimmen hat, welche Gesetze in seinem Bereich gelten sollen. Ebenso sicher und durch die praktische Erfahrung feststehend ist aber auch, daß der gläubige Katholik durch keinerlei bindende Vorschriften der Kirche daran gehindert ist, den Interessen und Zwecken des Staats in den durch seine Natur gegebenen Beziehungen zu dienen. Wenn dies nach den Ausführungen des Verfassers nicht der Fall zu sein scheint, so liegt das entweder daran, daß der Staat über die durch seine Natur gesteckten Grenzen hinausgreift, wie z. B. Österreich unter Joseph II., dem „Bruder Sakristan,“ wie ihn Friedrich der Große scherzweise nannte — oder aber es liegt daran, daß extreme Kirchentheoretiker, wie die Jesuiten, theologische Sätze oder Folgerungen aufstellen, die auch der gute Katholik ruhig beiseite setzen darf. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich von Zeit zu Zeit Staat und Kirche nicht um die Grenzen vertragen können, aber zu wirklichen dauernden Schädigungen wird das kaum führen, und wo eine Schädigung eingetreten ist, da ist es nicht auf das Konto der Kirche allein zu setzen, sondern anderweit auf faule Staatsverhältnisse, wie z. B. in den revolutionären südamerikanischen Republiken.

Mit dem gewiß richtigen Satze: Der Staat habe nur jeden singen und beten zu lassen, was er wolle, oder jeder könne nach seiner Fagon selig werden, ist praktisch wenig gewonnen, wenn nicht zugleich außer Streit gestellt wird, was zum „Singen und Beten“ oder zum „Selig werden“ gehört. Und bei Religionen, die große Massen von Anhängern haben, ist es mit dem Singen, Beten und Seligwerden des Einzelnen nicht gethan; derartige Religionen werden immer zu festgegliederten organischen Kirchengemeinschaften führen müssen, die nach außen hin ihre Mitglieder zusammenhalten und sich mit dem Staate, der denselben Mitgliedern gegenübersteht, abzufinden haben. Das ist nicht bloß bei der katholischen Kirche der Fall, sondern ebenso gut bei der protestantischen, wenngleich es bei dieser ja viel leichter sein muß wegen des landesherrlichen Summepiskopats; aber auch hier kommen Kämpfe vor, z. B. wegen der Schule. Sicher aber ist, daß die Sache nicht einfach durch einseitige Dekrete der Staatsallmacht, die man ja nur zu gern anruft, geregelt werden kann. Das würde nicht einmal in Rußland möglich sein.

Die Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat ist auf die Dauer nur möglich durch loyale Kompromisse. Alle Versuche des einen oder des andern Theils, dieses Verhältnis einseitig zu regeln, müssen zum Gegendruck und Kampf führen. Und dieses Kampfes wird man nach Jahren oder Jahrzehnten dann wieder überdrüssig und wird ihn wieder durch Kompromisse beendigen.

Den sonstigen Ausführungen in dem genannten Artikel über die sogenannte Inferiorität der Katholiken auf rein wissenschaftlichem oder dem künstlerischen Gebiete will ich im allgemeinen nicht widersprechen, glaube aber nicht, daß sie auch in technischer, industrieller oder kaufmännischer Beziehung vorhanden ist, wenigstens soweit die Verhältnisse in Rheinland und Westfalen in Betracht kommen. B.

Ein Chinese über die Missionen. Es wird soviel über die Missionare in China geschrieben und darüber, was die armen Kerle, die selbst dafür am meisten büßen müssen, alles angerichtet haben, daß man sich fast scheut, über Missionare zur Feder zu greifen. Aber Nova verlangen dieses. So haben wir in den Grenzboten 1900, Seite 242 (Rußland und Tibet) auf das Beispiel des christlichen Rußlands hingewiesen, das seinen eignen Unterthanen die Ausübung ihres tibet-

tischen Lamaismus erleichtert (wir finden in der Nation vom 22. Dezember einen Aufsatz von Hermann Brunnhofer: „Der weiße Zar und der Dalailama,“ der ähnliches berichtet) und gar nicht daran denkt, in fremden Ländern Christenmission zu treiben. Jetzt möchten wir aus einem Aufsatz in der Imperial and Asiatic Quarterly Review, den ein westlich gebildeter Chinese Taw-Sein-Ko, member of the Royal Asiatic Society, in diese gelehrte Zeitschrift über Missionary Troubles in China geschrieben hat, einiges anführen, was sich von den üblichen Ausführungen unterscheidet. — Taw-Sein-Ko sagt, daß er sowie viele andre Chinesen anerkenne, was die Missionare für Erziehung, Verbreitung der Errungenschaften des Westens, Hygiene und als ärztliche Helfer gethan haben. Aber die Missionare haben da, wo sie aufgetreten sind, zerstörend auf die alte Dorforganisation, die ehrwürdigen Gebräuche, die Handhabung der Gerechtigkeit eingewirkt. So despotisch in der Theorie die chinesische Regierung sei, so demokratisch sei sie in der Praxis: geringe Steuern, wenig stehende Truppen, wenig Behörden und ein gewisses Selbstgovernment. Das Dorf ist eine durch erwählte Älteste regierte administrative Einheit, die Bewohner sind aus demselben Clan, über ihre Streitigkeiten einigen sie sich untereinander leicht auf friedlichem Wege. Wie der Kaiser der „Sohn des Himmels“ ist, die Beamten als seine Delegierten „Vater und Mutter des Volkes“ heißen, so sind die Dorfpatriarchen Autoritäten als Repräsentanten der Beamten. Wo nun in den Dörfern Missionare aufgetreten und Chinesen zum Christentum übergetreten sind, hat diese fünftausendjährige Hierarchie vom Kaiser bis herunter zum Dorfältesten einen Stoß erhalten. Der Abfall von den heimischen Gebräuchen der Ahnenverehrung, die ja für die sämtlichen Dorfbewohner als Stammesgenossen die gleichen sind, wirkte verletzend, und auch das Geld spielte eine Rolle: die treugebliebenen Chinesen mußten die religiösen Feste und Prozessionen, die das ganze Leben der Dorfbewohner erfüllen, allein zahlen. Dazu überragten Kirchen, Schulen und Missionshäuser die Wohnungen der Lokalbehörden und der Dorfpatriarchen. (Auch bei uns hat schon mancher protestantische deutsche Bürger Unannehmlichkeiten gehabt, wenn es ihm eingefallen ist, sich in einer durchaus katholischen Gegend niederzulassen und sich da ein Haus oder Schloßchen anzulegen: eingeworfne Fenster, Hexerei aus dem Beichtstuhl, keine Dienstboten und am Schluß nicht begraben.) Daß in Streitigkeiten mit ungläubigen Chinesen die Konvertierten den Missionar, dieser den Konsul, den Gesandten, das Kriegsschiff hinter sich haben, um ihre meistens schlechte Sache durchzuführen, ist oft genug schon betont worden. — Für einen großen Fehler erklärt ferner Taw-Sein-Ko, daß man den Missionaren erlaubt hat, sich im Innern isoliert in Dörfern niederzulassen. Da die Verbindungen überall so schlecht wie möglich sind, und die Bedingungen für den Schutz von Personen und Eigentum ganz unzulänglich, so ist es von vornherein klar, daß eigentlich das Gouvernement nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann. Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Die Missionare wissen ganz genau, daß die Zentralregierung in Peking nicht imstande ist, einzugreifen, wenn in Schantung oder Szechuan das Volk gegen sie aufsteht, weil es die Gebräuche und Sitten der Väter nicht zerstört haben will. Sie sollen also an Plätzen bleiben, wo sie des Schutzes sicher sein können. Auf diese Weise hat aber auch die Zentralregierung in Peking ihre Autorität verloren: je mehr Schuldige geköpft, je mehr Strafgeißelte aus den schuldigen Gegenden herausgezogen wurden, desto häufiger wurden die Unruhen, desto mehr Fremde ohne Unterschied der Nationalität wurden getötet, und der Schluß war, daß die Regierung in Peking nicht mehr wußte, wo hinaus. Geradezu vernichtend für die einheimische Macht der chinesischen Regierung hat aber die durch kaiserliches Edikt bewirkte Übertragung von offiziellen Eigenschaften (official status) an Missionsstationen mit Geltung auch gegenüber Chinesen gewirkt. Engländer hätten diese

Wohlthat in eigenem Interesse auch sofort zurückgewiesen. Der chinesische Autor hofft Gutes aus dem Ubel und sieht eine Auferstehung Chinas nach der Boxer-rebellion gleich der Agyptens nach dem Aufstand Arabi Paschas, vorausgesetzt, daß die Forderungen der Mächte maßvoll sind und die Integrität des Reiches gewahrt bleibt. Das chinesische Volk werde für alle uneigennütigen Ratschläge dankbar sein und alle Reformen, die die Volkshygiene, den Fortschritt, den Handel betreffen, gern begrüßen. Die Missionare des Christentums sind bei dieser glücklichen Zukunft Chinas von Taw-Sein-No nicht erwähnt. m.

Huxleys Religion. Aus dem jetzt erschienenen hervorragenden Werke: *The Life and Letters of Thomas Henry Huxley* — das in England einen kolossalen buchhändlerischen Erfolg zu verzeichnen hat, indem die erste Auflage durch Vorausbestellungen erschöpft wurde, sodaß nach vierzehn Tagen ein zweiter Druck annonciert wurde, bei einem Preis von 30 Schilling! Wann werden die Deutschen lernen, Bücher zu kaufen? — möchten wir einige Aussprüche des großen englischen Naturforschers anführen, die ein schönes Licht auf das innere Leben, wir dürfen sagen „die Religion“ des Mannes werfen, den das kirchliche England einen „Atheisten und unfürhlichen Spötter“ genannt hatte. Unter dem Eindruck des Todes seines Erstgeborenen schreibt der naturwissenschaftliche Denker an Charles Kingsley: „Als ich jüngst am Sarge meines kleinen Sohnes stand und mein Sinn wahrlich an andre Dinge dachte als an Disput, las der dienstthuende Geistliche als einen Teil der Liturgie die Worte: »Stehn die Toten nicht auf, so laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot.« (Es ist 1. Kor. 15, 33.) Ich kann gar nicht sagen, wie diese Worte mich trübten. Paulus hatte nicht Weib und Kind, sonst müßte er gewußt haben, daß diese Alternative eine Blasphemie gegen das Beste und Edelste, was die Natur hat, in sich schließt. Was! Weil ich im Angesichte eines unerseßlichen Verlustes stehe, weil ich der Quelle, aus der die Ursache eines großen Glückes für mich geflossen ist, diese Ursache zurückgeben muß, wobei ich doch mein ganzes Leben lang den Segen, der daraus entsprungen ist und auch noch daraus entspringen wird, weiter fühlen werde: deswegen soll ich auf meine Manneswürde verzichten und wehklagend mich in Bestialität verkriechen? Carlyles Sartor Resartus ließ mich erkennen, daß ein tiefes religiöses Gefühl mit vollständiger Abwesenheit von Theologie vereinbar ist. Dazu kommt, daß die Wissenschaft und ihre Methoden mir einen Ruheplatz gaben, der von Autorität und Tradition unabhängig ist. Drittens hat die Liebe mir die Heiligkeit der menschlichen Natur offenbart und mir das Gefühl der Verantwortlichkeit tief eingeprägt. Wenn ich in diesem Augenblicke nicht ein abgenutztes, verkommenes, unfähiges Gerippe eines Mannes bin, wenn es mein Schicksal war oder sein wird, die Sache der Wissenschaft vorwärts zu bringen, wenn ich fühle, daß ich auch nur den Schatten eines Anspruchs auf die Liebe aller meiner Angehörigen habe, wenn in diesem schwersten Augenblicke, wo ich in das Grab meines Kindes hinunterfah, mein Leid ohne Bitterkeit und voll Demut war, so hatte dies seinen Grund darin, daß alle diese Umstände auf mich einwirkten und nicht, weil ich jemals einen Augenblick daran dachte, daß meine geringe Person für die Ewigkeit von dem Weltganzen, woher sie gekommen ist und wohin sie wieder gehn wird, unterschiedlich (distinct) sein könnte. Wohl kann ich Unrecht haben, und wenn, so weiß ich, daß ich dafür zu büßen haben werde. Aber ich kann nur mit Luther sagen: »Gott helfe mir, ich kann nicht anders.«“ — Ein andermal schrieb Huxley an Romanes: „Ich habe den höchsten Respekt vor dem Christentum, das Jesus lehrt; doch herzlich wenig vor dem spätern Christentum. Die einzige Religion aber, die mein Innerstes ergreift, ist die Lehre der Propheten. Man möge sich erinnern, daß die höchste Stufe moralischen Strebens, die in der Geschichte nach-

gewiesen werden kann, durch ein paar Juden des Altertums erreicht worden ist: Micha, Jesaja und die andern. Sie haben nie an das gedacht und haben dem nicht Rechnung getragen, was aus ihnen nach ihrem Tode werden würde.“ — Endlich finden wir Huxleys Ausspruch, er wolle eine Religion gut und genügend für alle Menschen herstellen durch eine Auswahl aus den prophetischen Schriften, mit einem Zusatz aus den besten Stoikern, aus Spinoza und Goethe. — Mit seiner Vorliebe für den Prophetismus findet sich der englische Naturphilosoph mit modernen protestantischen Theologen zusammen: Carl Heinrich Cornells treffliche Vorträge über den israelitischen Prophetismus schließen fast mit identischen Worten wie die oben zitierten Huxleys, und auch Harnack sagt (über das Wesen des Christentums), daß das, was Jesus verkündete, auch bei den Propheten schon früher zu finden war, aber daß sie leider noch viel andres daneben hatten. m.

Schiller und Wilhelm von Humboldt. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt ist bekannt, die Zueingemeinschaft, in der sie gestanden haben, ist von den Litterarhistorikern gründlich gewürdigt, wohl auch der Einfluß, den Humboldt auf Schillers dichterische Entwicklung gehabt hat, getadelt worden. Humboldt verlegte seinen Wohnsitz nach Jena im Juni des Jahres 1794, um dem Dichter, der damals an der thüringischen Universität wirkte, nahe sein und mit ihm vertraulich verkehren zu können; er war ja auch ein Mann, der wie sein Freund „in Ideen“ lebte. Schiller legte das Bekenntnis ab, daß ihm die Bekanntschaft mit Humboldt und seiner geistvollen Frau (geb. von Dacheröden, Tochter eines Regierungspräsidenten in Erfurt) unendlich angenehm und nützlich gewesen sei. Die philosophisch-ästhetische Krisis unsers großen Dichters wurde durch das Zusammenleben der beiden geistvollen Männer beschleunigt. Humboldt wurde durch Schiller mit Goethe befreundet, eine Bekanntschaft, die auch für die deutsche Litteratur folgenreich gewesen ist. Es ist wichtig, Humboldt selbst zu hören*): „Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1794 bis 1797. Vorher kannten wir uns wenig, nachher, wo ich mich meistens im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltner.**) Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voran, wo er von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat.“ Diese Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, die Wilhelm von Humboldt vor seine Briefe gesetzt hat, ist vielleicht das trefflichste, was über Schiller gesagt worden ist.***)

Oft ist gerade über Schillers historische Arbeiten nicht ganz günstig geurteilt worden, sie haben aber neben manchen Mängeln doch auch große Vorzüge.†) Wilhelm von Humboldt trifft meiner Ansicht nach das Rechte, wenn er Seite 26 erzählt: „Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von einigen nur als Zu-

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, Seite 3.

**) Seite 3 A. „Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Teil der Schillerschen an mich ist auf dem Landstige (Zegel), wo ich dies schreibe, in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen.“ Beides ist sehr zu bedauern.

***) Vergl. die neue von Professor Leitzmann besorgte Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 1900.

†) Vergl. Überwegs schönes Buch über Schiller als Historiker.

fälligkeiten in seinem Leben und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unfeugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geistes Eigentümlichkeit ebensowohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden.“ Die Unterhaltungen der beiden Männer bewegten sich in den höchsten Ideenkreisen, wie man aus der Charakterisierung dieser Unterhaltungen, die Humboldt giebt, erschen kann: „Für das Gespräch war Schiller recht eigentlich geboren. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterhaltung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinem Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer bei ihm leicht anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in ausgelegter Stimmung antraf. Alle seltneren Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch sich zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und der Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floss die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnden übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermiste die Wechselseitigkeit des Gesprächs.“

Man kann sich wohl denken, welchen Einfluß die Unterhaltungen Herders auf den jungen Goethe in Straßburg ausgeübt haben müssen. Goethe wußte wohl, was er Herder zu danken habe, und hat in dem Bewußtsein, was er ihm schuldig sei, die weniger guten Eigenschaften des bedeutenden Mannes gern ertragen. Sehr bezeichnend hat Goethe seinen Freund Herder „unbehulich“ genannt. Schiller, fügt Humboldt hinzu, sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinn zu, er beherrschte dieses Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande usw. Oft mag in den Unterhaltungen der beiden trefflichen Männer von Geschichte und Poesie gesprochen worden sein. Nun schrieb Wilhelm von Humboldt eine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers, die in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1820 bis 1821, Berlin 1822, Seite 305 bis 323 erschienen und auch im ersten Bande der gesammelten Werke Wilhelm von Humboldts (Berlin, 1841) Seite 1 bis 25 abgedruckt ist.

Joh. Gust. Droysen schreibt in seinem ausgezeichneten Büchlein: Grundriß der Historik, Leipzig, 1868, Seite 6: „In den Untersuchungen Wilhelm von Humboldts fand ich diejenigen Gedanken, die, so schien es mir, den Weg (zur Geschichtschreibung) erschlossen, er schien mir ein Bacon für die Geschichtswissenschaften. Von einem philosophischen System Humboldts mag nicht zu sprechen sein, aber was der antike Ausdruck dem höchsten Historiker zuschreibt, *ἡ σύνεσις πολιτικὴ καὶ ἡ δύναμις ἐμπνευστική*, besaß er in merkwürdiger Harmonie; in seinem Denken und Forschen, sowie in der großartigen Welterfahrung eines thätigen Lebens ergab sich ihm eine Weltanschauung, welche in der starken und durchgebildeten Empfindung

des Ethischen ihren Schwerpunkt hat. Den praktischen und idealen Bildungen des Menschengeschlechts, namentlich den Sprachen nachgehend, erkannte er die »geistig sinnliche Natur« desselben und die im Geben und Empfangen weiter zeugende Kraft ihres Ausdrucks — die beiden Momente, in denen die sittliche Welt, in immer neuen Polarisierungen immer neue elektrische Strömungen erzeugend, gestaltend sich bewegt und bewegend gestaltet.“ Ohne Frage hat der geistvolle Droysen Recht, wenn er die Abhandlung Wilhelm von Humboldts, der, wie Aug. Boeckh sagt, ein Staatsmann von Periklescher Hoheit war, in treffenden Worten preist.

Schon manche Gelehrten, wie Georg Weber in den Grenzboten 1886 Nr. 6, haben ihre Gedanken über Geschichte und Geschichtsschreibung mitgeteilt, auch Gerwinus in seiner Historik. Wegele, der Würzburger Geschichtsprofessor, sagt in seinem tüchtigen Werke „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus“ auf Seite 1071: „Die Abhandlung Humboldts ist vielleicht das genialste und treffendste, was seit Lucian*) über diese Frage vorgetragen worden ist.“ Damit sind wir völlig einverstanden! Nun ist es aber von großem Interesse zu hören, daß die Hauptgedanken des geistvollen Aufsatzes den Unterhaltungen Wilhelm von Humboldts mit Schiller ihren Ursprung verdanken, denn Humboldt schreibt in einem Briefe vom 18. März 1822 an Goethe: „Ich hätte Ihnen schon längst danken wollen, verehrtester Freund, für Ihre gütigen und freundschaftlichen Zeilen vom 24. Dezember vorigen Jahres, allein es war immer unterblieben. Jetzt thue ich es, indem ich Ihnen eine neue Arbeit (über die Aufgabe des Geschichtsschreibers) schicke, die Ihnen sonst nicht zu Gesicht kommen möchte. Es wird Ihnen vielleicht als eine sonderbare Grille scheinen, die Geschichte gerade mit der Kunst zu vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange, und sollte nicht auch wirklich etwas sehr ähnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunst selbst sage, darf ich noch eher auf Ihre Übereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt werden. Man vergißt das bei Theorien und Kritiken der Kunst zu oft und will von außen zusammensetzen und so, daß die Idee des Ganzen erst nachher hervorgehe, was mir gerade als der verkehrte Weg erscheint. Was ich über die historische Wahrheit**)

*) Wir haben eine andre Meinung über Lucians Abhandlung: Wie soll man Geschichte schreiben? Diese früher viel bewunderte Schrift des wichtigen Samosaten (geb. 125 v. Chr.) wurde veranlaßt durch den im Jahre 165 v. Chr. beendeten Krieg der Römer mit den Parthern und richtet sich gegen die unberufenen Geschichtsschreiber, die diesen Krieg nach Art des Herodot oder Thukydides zu schreiben unternahmen, sie enthält nichts, was sich über die alltäglichsten Gemeinplätze erhebe, und findet deshalb heute eine kühlere Beurteilung als ehemals. Vergl. Christs Geschichte der griechischen Literatur, erste Ausgabe 1889, Seite 546 f. Außerdem sehe man H. Ulrichs Charakteristik der antiken Historiographie, Berlin, 1833, Seite 300. Dionysius (op. ad Pomponium III 21 ed. Krüger) nennt die Werke des Herodot und Thukydides Poetien und meint überhaupt, die Geschichte müsse etwas Poetisches haben. Nach seiner Ansicht hat nur Herodot diesen Gesetzen (die für die historische Kunst die Poetik gab) genügt, während Thukydides dagegen gesündigt hat. H. Ulrich hatte Wilhelm von Humboldt ein Exemplar dieses Buchs geschickt, darauf bezieht sich ein von M. Carrière in der Allgemeinen Zeitung Nr. 87 den 16. Oktober 1891 mitgeteilter Brief.

**) Für die Leser, die sich noch weiter über die Aufgabe der Geschichtsschreibung orientieren wollen, führe ich an: Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft von M. Ritter, Historische Zeitschrift von H. von Sybel, 1. Heft, 1885, über Thukydides, Aristoteles Politik, über Polybios, über römische Geschichtsschreibung, über antike Geschichtsforschung. H. Ullmann über wissenschaftliche Geschichtsdarstellung in Sybels Zeitschrift, 1. Heft, 1885, Seite 42. N. Bode: Max Dunder, ein Gedenkblatt, Berlin, 1887. Trefflich sind die geschichtsphilosophischen Gedanken in den Grenzboten Nr. 26, 1891. Drei Bonner Historiker: Niebuhr, Dahlmann, Voebell, Rektoratsrede, Sybels Historische Zeitschrift, 18. Band, 1867, Seite 283. Th. Mommsen, Rektoratsrede. Neues Reich Nr. 46, 1874. Pflug-Hartung, über Geschichtsschreibung und Forschung,

und die buchstäbliche Treue der Erzählung sage, wünsche ich vor allem Ihrer Prüfung zu empfehlen. Sie haben sich viel mit naturgeschichtlichen Erscheinungen beschäftigt, und es hat Ihnen vor allem daran gelegen, die Thatfachen rein und treu darzustellen. Sie wissen daher am besten, was es heißt, die Erscheinung rein aufzunehmen, und wie man es anzufangen hat, um aus den einzelnen Teilen derselben sie als Ganzes aufzunehmen. Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden habe, und schloß: und doch muß der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals paradox, und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abhandlung größtenteils ihr Entstehen. Aber verzeihen Sie, daß ich lang werde. Nur weiß ich, daß auch Sie gern an den erinnernden Gespräch verlebten, der für alles Regsamkeit besaß und alles aus eigenem großen Geiste beurteilte und gestaltete. Diese Zeiten bleiben immer meine schönsten Erinnerungen."

Es geht auch aus diesem Briefe hervor, daß diese drei Männer durch ein inniges Freundschaftsverhältnis verbunden waren.

Halle a. S.

G. Lothholz

Eine eudämonistische Weltansicht. Julius Duboc hat sich in seinem „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre“ (siehe Grenzboten von 1893, 4. Band S. 391) die Aufgabe gestellt: „den Eudämonismus klar und scharf vom Utilitarismus zu trennen und ihn dadurch haltbar zu machen, den kategorischen Imperativ auf die Lust zu gründen, Kant festzuhalten, aber ihn berichtend zu erneuern.“ Die Lösung der Aufgabe ist dem Verfasser unseres Erachtens gelungen. In einem jüngst erschienenen kleinen Buche: Die Lust als sozialetisches Entwicklungsprinzip, ein Beitrag zur Ethik der Geschichte (Leipzig, Otto Wigand, 1900) vollendet er seinen Versuch, indem er zeigt, daß bei allem Mißlingen im einzelnen das Streben der Menschheit im ganzen erfolgreich sei oder wenigstens Erfolg ver spreche. Die Glückslehre, meint er, sei der einzige feste Punkt, von wo aus die geschichtliche Entwicklung der Menschheit abgeleitet werden könne. Alle metaphysischen Sätze und religiösen Dogmen seien hypothetisch und darum ungewiß, unumstößlich gewiß dagegen sei es, daß der Mensch bei allem, was er verrichtet, nie im Widerspruch mit seinen Trieben handeln könne, und daß das, was er verrichtet, eben die Kultur und den Inhalt der Geschichte ausmache. Auf Seite 180 bis 186 faßt er seinen Entwurf einer eudämonistischen Geschichtsphilosophie in einer Reihe von Sätzen zusammen, die wir abgekürzt wiedergeben wollen. Der einzelne Mensch ist das Produkt der Wechselwirkung zwischen der ursprünglichen menschlichen Anlage und seiner Umgebung.jene würde, wenn sie allein wirken könnte, nur Vollmenschen hervorbringen. Unter der Einwirkung ungünstiger äußerer Einflüsse entstehen jedoch Mißbildungen, Fehlmenschen. Bei der großen Zahl solcher Fehlmenschen (zu denen alle niederen Rassen gehören) müssen Zustände, Verhältnisse und Einrichtungen herauskommen, die den Auffassungen und Bestrebungen dieser unvollkommenen Menschen entsprechen. Erlangten solche Einrichtungen die Alleinherrschaft, so wäre damit das Streben nach Glück vereitelt; aber eben dieses widersteht sich jenen Einrichtungen, und so wird aus Strömung und Gegenströmung die Weltgeschichte, die wesentlich

Allgemeine Zeitung, 24. Oktober 1888. Max Dunder in den Preussischen Jahrbüchern, August 1854, Seite 134 f. Noch erwähne ich, daß in dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts und Schillers viel Stoff zur Erklärung der Dichtungen Schillers gegeben ist.

Kulturgegeschichte ist. Der Vollmensch ist gesund, und im Zustande der Gesundheit finden seine Triebe, findet sein Glückbedürfnis Befriedigung. Der Fehlmensch muß, um glücklich werden zu können, sein Verhalten ändern. Leidet er an unheilbaren leiblichen, intellektuellen oder sittlichen Mängeln, so ist ihm die Änderung nicht möglich, die Menschheit dagegen, der „ununterbrochne Mensch,“ kann ihr Verhalten, ihre Einrichtungen ändern und wird es thun. „Sie ist der Fehlmensch, der durch keinen irreparablen Defekt daran gehindert ist. Indem sie ihr Verhalten ändert, ändert sie die gesamten Verhältnisse des Kulturlebens.“ Die Änderung besteht darin, daß sie alle Vergewaltigungen beseitigt, deren hauptsächlichste in der Gegenwart sind: das Kriegswesen, das Privateigentum in der vom Staate geschützten Form und die unbeschränkte Konkurrenz. Alle weltgeschichtlichen Unternehmungen sind nichts als „Anspannungen der Seelenmuskeln im Menschheitsorganismus, um zum Ziel der Entfaltung zu gelangen.“ Die Entfaltung auf dem sittlich-geistigen Gebiete hat den ethischen Fortschritt im Gefolge, der sich als Wachstum in Gerechtigkeit und Wohlwollen äußert. Die Rassen von geringem Wert werden als Hindernis der Entwicklung entweder zu Grunde gehn oder an die zweite Stelle gedrängt werden. „Es ist das immerhin noch etwas anderes, als was der »Sozialaristokrat« [Alexander Tille] meint, wenn er von einem Hinausarbeiten der minderwertigen Rassen aus ihrem Besitz durch die vorzüglicheren Rassen spricht. In diesem abfichtlich und nachdrücklich betriebnen Vorgehn würde nichts mehr von der Schonung und dem Wohlwollen enthalten sein, das von unserm Standpunkt aus selbst den minderwertigen Rassen gegenüber nicht aus den Augen gesetzt werden dürfte.“ Es gehe mit der Menschheit aber nicht allein vorwärts in intellektueller und technischer Beziehung, sondern auch aufwärts. Zur Aufwärtsbewegung rechnet er besonders „die Zunahme an Gerechtigkeits Sinn im gegenseitigen Verhalten der Menschen unter einander und ihren engeren Aneinander-schluß auf Grund einer Zunahme des Altruismus.“ Ich habe eine solche Aufwärtsbewegung nicht aus einer in der Luft schwebenden Weltauffassung gefolgert, sondern sie aus der menschlichen Natur abzuleiten und durch Thatfachen zu stützen versucht. Naturphilosophischer Deutungsversuche oder Auslegungen will ich mich enthalten. Das verschleierte Bild von Saïs werden wir doch nicht zu enthüllen vermögen. Ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen ist keinem Sterblichen je gelungen und wird auch keinem gelingen, lautet ein Ausspruch Herders. Genug, daß sich uns im Weltvorgang eine Lebensstürmung überwindende Macht zu bezeugen scheint.“ Von dem Begriff der Aufwärtsbewegung schließt Duboc das Streben nach einer jenseitigen Vollendung nicht unbedingt aus, und er widmet dem Okkultismus, der eine Brücke ins Jenseits zu schlagen versucht, ein eignes Kapitel. Wir halten, wie seine Ethik, so auch seine Geschichtsphilosophie für richtig in den Grundzügen, gestehn aber, daß wir von den Aussichten der Menschheit im Jenseits, ohne dem Okkultismus zu huldigen, etwas zuversichtlicher, von denen im Diesseits etwas weniger zuversichtlich denken als er. Im einzelnen sagt er viel Schönes über Konfessionskämpfe, Judenfrage und andre aktuelle Gegenstände. Für die Erkenntnistheorie wichtig ist seine Bemerkung auf Seite 44, daß Humes Einwürfe gegen die Kausalität freilich unwiderleglich seien, wenn man die Sache bloß mit dem Verstande betrachtet, daß uns aber das tatsächliche Vorhandensein von Ursache und Wirkung durch die Empfindung gewiß werde. Wenn der Schuhmann den entlaufenden Spitzbuben packt, so sagt ihm sein Muskelgefühl in Verbindung mit dem Augenschein, daß sein Handgriff die Ursache, und das Stehnbleiben des Spitzbuben die Wirkung ist. Dagegen können alle Philosophen und Sophisten nicht aufkommen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig